



DER BISCHOF VON LIMBURG

Dr. Georg Bätzing

Predigt am 30. Sonntag i. J. (A), Sonntag der Weltmission, 25. Oktober 2020
Kapelle Bischofshaus, Limburg
Text: Ex 22,20-26 – 1 Thess 1,5C-10 – Mt 22,34-40

Liebe Schwestern und Brüder,

wer eine Mission hat, muss wissen, was sein Auftrag ist. Sonst ist er ein unsicherer Botschafter. Wissen wir – Sie und ich –, was unsere Mission ist? Wir leben in einem Land und in einer Kultur, die weit mehr als 1.000 Jahre durch die christliche Religion geprägt worden ist. Erst in jüngerer Zeit finden wir uns als gläubige Christen neben größeren Gruppen Andersgläubiger in unserem Land und als religiös orientierte Menschen neben vielen anderen, die offenbar bewusst ohne Gott und ohne Religion zurechtkommen oder einfach nicht glauben können. Von daher haben die Worte „Mission“ und „Evangelisierung“ einen dringlicheren Klang als in früheren Zeiten, in denen der Glaube sozusagen wie eine Familientradition von Generation zu Generation weitergetragen wurde. Wenn wir ernst nehmen, dass „Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen“, wie es im ersten Timotheusbrief heißt (1 Tim 2,4), dann bedeutet das für jede und jeden von uns: nicht nur still und unauffällig unseren Glauben zu leben, sondern dafür einzutreten – ob gelegen oder ungelegen – und auch willens zu sein, anderen gegenüber zu bekunden, woran wir glauben, worauf es Christinnen und Christen ankommt.

Es ist die Frage, mit der sich Jesus heute durch die Pharisäer konfrontiert sieht; auch wenn der Hintergrund sicher ein ganz anderer war. Die Gesetzeskundigen wollen Jesus eine Falle stellen. Ein Jude sollte zu unterscheiden wissen zwischen den größeren und kleineren, den wichtigen und eher leichten der 615 Weisungen. Mit seiner Antwort zeigt Jesus, dass er den Gelehrten ebenbürtig ist. Er verbindet zwei weit auseinanderliegende Schriftstellen (Dtn 6,5 und Lev 19,18) zu einer maßgeblichen Zusammenfassung jüdischen Glaubens: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit deinem ganzen Denken. Und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Das ist es. Gott zuerst – und dann die anderen wie auch dich selbst – lieben. Da geht es nicht um Sentimentalität, um gefühlvolles Engagement; „lieben“ ist mit der Bibel weitaus nüchterner zu denken, nämlich vor allem im Sinne praktischer Solidarität. Es geht darum, jedem zu geben, was ich ihm schuldig bin. Liebe üben bedeutet konkrete Gerechtigkeit, bedeutet Solidarität, die im Zusammenleben dafür sorgt, dass Frieden herrscht und Zusammenhalt gefördert wird.

Liebe Schwestern und Brüder, wenn wir der Weisung Jesu folgen, bedeutet das: Gott zuerst. Auch ihm gebührt das, was ich ihm schuldig bin. Christlicher Glaube, der sich ganz darin verausgaben würde, Solidarität zu üben und für andere da zu sein, dabei aber Gott aus dem Blick verliert, darf sich nicht auf Jesus berufen.

Das ist im Übrigen zur Zeit Jesu auch bereits in der griechischen Ethik vorgezeichnet. Sie unterschied seit Jahrhunderten alle Pflichten kurz und bündig in Frömmigkeit (bzw. Heiligkeit) gegenüber den Göttern und Gerechtigkeit (bzw. Menschenfreundlichkeit) gegenüber den Menschen. Diese beiden Tugenden bergen Leben in sich. Das bezeugen Christinnen und Christen auf dem Fundament der jüdischen Glaubenserkenntnis der gemeinsamen Bibel seit Jahr-

tausenden. Und offenbar hat dieses gelebte Zeugnis von Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit über die Zeiten hinweg viele Menschen berührt und dazu bewegt, den Glauben an Christus anzunehmen und das Evangelium als Orientierung für ihr Leben zu wählen. Warum sollte das heute nicht auch gelingen? Das ist unsere Mission.

Der Apostel Paulus präzisiert es in seinem Brief an die Gemeinde in Thessalonich noch. Denn er fügt dem Doppelgebot Jesu noch einen wesentlichen Aspekt hinzu: Ohne Bekenntnis zu Jesus geht es nicht. Denn Jesus ist nicht nur der Bote einer Botschaft, er ist selbst auch das Neue dieser Botschaft. Um Christ, Christin zu werden, braucht es eine Bekehrung, „um dem lebendigen und wahren Gott zu dienen und seinen Sohn vom Himmel her zu erwarten, Jesus, den er von den Toten auferweckt hat und der uns dem kommenden Zorn entreißt“ (1 Thess 1,9-10). Es geht also um Entschiedenheit. Man kann nicht „auch noch Christ“ sein und daneben an alles Mögliche glauben. Denn es gilt, dass diese eine Bindung an Jesus uns durchs Leben führen und für die Ewigkeit retten kann. Nichts sonst. Auch dies dürfen wir den Menschen nicht vorenthalten, wenn wir gefragt werden, was denn am christlichen Glauben wesentlich ist. Gott lieben und den Nächsten wie sich selbst – und sich zu Jesus als Retter bekennen. Darin besteht die „Heiligkeit“ einer Christin, eines Christen. Und damit Sie mich nicht missverstehen: Solche Heiligkeit hat man nicht ein für alle Mal, sie bleibt eine lebenslange Aufgabe. So ist sie wirklich christlich.

Ans Ende möchte ich zwei Erfahrungen von Kardinal Tagle (*1957) stellen. Der frühere Erzbischof von Manila und jetzige Leiter der römischen Kongregation für die Evangelisierung der Völker bringt mit ihnen die biblischen Weisungen von heute auf den Punkt. Eines Tages spazierte er über den Markt einer Kleinstadt und sah eine Händlerin, die einer charismatischen christlichen Erneuerungsbewegung angehörte. Die Frau wartete auf den Bus. Er fragte sie, ob sie ihren Stand heute gar nicht aufmachen wolle. Sie antwortete: „Wir haben heute eine Solidaritätsaktion in den Armenvierteln.“ „Ausgerechnet am Samstag, wo so viele Menschen auf den Markt kommen?“, fragte er. „Aber es ist für den Herrn. Jetzt, da ich den Herrn kenne, ist der Lebensunterhalt meiner Familie zweitrangig geworden.“ Diese Frau ist eine Missionarin.

Ein andermal hatte er in Malaysia lange Vorträge gehalten und war überzeugt, er sei der Missionar in dieser Region. Am Ende des Tages aber meldeten sich einige Teilnehmer zu Wort. Sie erzählten über ihre Schwierigkeiten als Christen im islamisch geprägten Malaysia. Ein Rechtsanwalt war im Gefängnis gewesen, weil er einer Muslima geholfen hatte, die zum Christentum konvertieren wollte. Die Frau war ausgewiesen worden und hatte später in Australien die Taufe empfangen. Die malaysische Regierung lies nach ihr fahnden und hatte daraufhin ihren Anwalt aufgespürt und ihn ins Gefängnis gebracht. Während der Diskussion sagte er: „Wir dürfen nicht still sein. Wir dürfen nicht aus Zorn schweigen. Wir müssen den Menschen von Gott erzählen. Dafür würde ich sogar wieder ins Gefängnis gehen.“ Dieser Mann *ist* Mission (Luis Antonio Tagle, Die Tür zur Mission, in: CiG 72 [2020] 469-470).